

Diskussion

Reinhart Köbler

Buen vivir – die leere Alternative?

Auf dem Höhepunkt der Nachrüstung in den 1980er Jahren und der massenhaften Kampagne dagegen hat Erich Fried einmal davor gewarnt, zu meinen, es sei „fünf vor zwölf“. Er wollte damit keineswegs die Gefahr herunterspielen, die mit der Stationierung nuklearer Mittelstreckenraketen auf beiden Seiten des Eisernen Vorhangs und auch der innerdeutschen Grenze verbunden war. Und er richtete sich gewiss ebenso wenig gegen die Mobilisierung gegen diese Gefahr. Was Fried umtrieb, war die Sorge, dass angesichts der durchaus real drohenden Katastrophe diejenigen, die den Widerstand trugen, nicht mehr in der Lage sein könnten, die Situation realistisch einzuschätzen. Dazu bedarf es einer gewissen Distanz und klarer Begriffe. Das Gefühl, keine Zeit zu haben, schnell irgendwie handeln zu müssen, um das unmittelbar drohende Unheil abzuwenden, ist da ein schlechter Ratgeber.

Das Beispiel mag vielen als Reminiszenz an eine ferne Vergangenheit oder als Aufruf einer nur aus Geschichtsbüchern und Erzählungen erschließbaren, daher fremden Erfahrung erscheinen. Wir sehen uns inzwischen anderen Gefahren gegenüber, auch wenn die Reden und Taten von Trump und Putin uns erschreckend daran erinnern, welche Katastrophenszenarien wir verdrängt haben, ohne dass sie wirklich überwunden wären.

Insgesamt aber sehen heute viele, die sich kritisch mit der Welt, in der wir leben, auseinandersetzen, die Hauptgefahren für die Gegenwart und erst recht für die kommenden Generationen in den Folgen dessen, was vor allem da, wo es einem modernisierungstheoretischen Diskurs zufolge vorgeblich „noch nicht“ erreicht ist, als „Entwicklung“ bezeichnet und propagiert wird – womit gemeinhin schlicht „Wachstum“ oder anders Akkumulation des Kapitals sowie Industrialisierung kodiert wird. Wer damit globale Hierarchien und Ungleichheit einerseits, unabschätzbare ökologische Risiken auf globaler Stufenleiter andererseits verknüpft sieht, wird allen Grund haben, sich nach Alternativen umzuschauen.

Nun halte ich es für schwerlich bestreitbar, dass alle diese Gefahren ernst zu nehmen sind und dringliches Handeln ebenso erfordern wie die Suche nach alternativen Formen, in denen wir unser Leben gestalten könnten, ohne

dessen Grundlagen für kommende Generationen, wenn nicht schon für die Lebenden, zu untergraben. Doch dies ist, wenn man so will, die Ironie, auf die Erich Fried seinerzeit hingewiesen hat und die es, wie ich meine, auch heute zu beherzigen gilt: Auch angesichts unmittelbar drohender Gefahren sind wir schlecht beraten, wenn wir uns nicht die Zeit sowie ein Stück weit und trotz allem auch Gelassenheit nehmen, ein wenig zurückzutreten und die Probleme mit Distanz und möglichst klarem Blick zu betrachten. Zum klaren Blick gehören klare Begriffe und die Bereitschaft, ja die Leidenschaft, Herausforderungen in ihrer Widersprüchlichkeit wahrzunehmen und nach Möglichkeit zu verstehen.

Womit ich nach langem Vorspruch glaube, in einem zentralen Problembe- reich des Themenschwerpunktes dieses Heftes der *PERIPHERIE* angekommen zu sein. Das Schlagwort *buen vivir* bezieht seine Attraktivität in Westeuropa vor allem aus dem Versprechen, das da herausgelesen wird – gegen (post-) koloniale Verhältnisse und neoliberale Diskurse, aber auch gegen Strategien der Inwertsetzung natürlicher Ressourcen wird eine Perspektive geboten, die das koloniale Erbe überwinden und aus den Verstrickungen des Industrialis- mus herausführen soll. Seine Legitimität gewinnt der Diskurs des *buen vivir* nicht allein aus der Kritik des Industrialismus, sondern aus dem Anspruch, die mit Dringlichkeit gesuchte Alternative aus den Lebensprinzipien indigener Gemeinschaften in Südamerika herzuleiten.

Mir scheint nun, dass auf der Suche nach Alternativen zum schlechten Bestehenden allzu leicht Reflexe eintreten, vor denen Erich Fried in einem anderen historischen Kontext gewarnt hat – die Dringlichkeit verstellt den klaren Blick. Im konkreten Fall scheinen Modelle wie *buen vivir* – einmal unterstellt, dass es sich um ein Modell handelt – Lösungsperspektiven für zentrale Probleme der Gegenwart zu bieten: Die Hoffnung, im Einklang mit der Natur zu sein, verspricht die Lösung der drängenden ökologischen Probleme, die Verankerung im Indigenen verheißt Authentizität ebenso wie wiederum eine engere Beziehung zur Natur, als dies westliche – und oft genug auch südliche – Stadtmenschen kennen. Dabei wird das Indigene noch gleich exotisiert – als ob das routinemäßige, gelegentlich ein wenig verschämt dargebrachte Trankopfer an *Pachamama*, wie es im andinen Raum zu beobachten ist, nicht frappierend der Libation gliche, die bei Griechen und Römern in der Antike gang und gäbe war.

Wie verhält es sich aber mit dem Ziel oder Modell, das mit *buen vivir* verknüpft zu sein scheint? Zunächst einmal wird uns unter Bezug auf Ernesto Laclau und Chantal Mouffe mitgeteilt, *buen vivir* sei ein „leerer Signifikant“ oder auch ein „flottierender Signifikant“. Das hat den von Laclau und Mouffe durchaus intendierten Charme, dass so ziemlich jeder und jede sich darunter

genau das vorstellen kann, was ihnen gerade vordringlich ist und behagt. Die in *PERIPHERIE* 22/23 (188) hieran geknüpfte Frage einer „freischwebende(n) ‘Linken’“ stellte sich schon damals, 1986, letztlich als ein Problem des Dezisionismus und damit einer hochriskanten Beliebigkeit dar. Das wird mit der Propagierung des „leeren Signifikanten“ besonders deutlich. Nicht zufällig findet sich in keinem der Texte dieses Heftes auch nur der Versuch, *buen vivir* zu definieren, auch wenn sie den Schicksalen dieses Schlagwortes detailliert nachgehen und Spaltungen und Verästelungen aufzeigen. Mich erinnert das an die „Parallelaktion“ im *Mann ohne Eigenschaften* von Robert Musil: Alle sind sich absolut sicher, dass es sich um etwas überragend Bedeutendes handelt, aber was es nun genau ist, ist ihnen allen nicht klar. Bei *buen vivir* handelt es sich um eine völlig offen, ja offensiv vorgetragene Leerformel, und das ist auch die Besonderheit – ansonsten funktionieren solche rhetorischen Mittel ehestens, wenn ihr Charakter verschleiert wird (s. hierzu Hauck 1992: 42ff). Dass eine solche Anstrengung hier überflüssig zu sein scheint, spricht für die Gutmütigkeit des wohlwollenden Publikums oder belegt eben die Dringlichkeit, mit der es nach Alternativen jagt.

Wenn ich selbst „Entwicklung“ einmal als „leeren Signifikanten“ bezeichnet habe, so war damit selbstverständlich gemeint, dass ein Terminus oder eben Signifikant, der durch seine Leere es erlaubt, (nahezu) alles in ihn hineinzulesen, als Begriff oder anders, als Mittel, die Welt zu verstehen, überhaupt nicht taugt. Im Fall von *buen vivir* wird dies geradezu zu einer Stärke erklärt und die Inhaltsleere offensiv propagiert. Wenn alle das, was ihnen gerade am Herzen liegt, in den Terminus *buen vivir* hineinlesen können, dann werden Indigene im Amazonastiefland und städtische Intellektuelle, Coca-Bauern in Bolivien und Staatspräsidenten sich irgendwie zusammenschließen können. Dabei ist auch der ständige Rekurs auf „Harmonie“ verräterisch. Auch Bauerngesellschaften leb(t)en nicht immer in „Harmonie“ mit der Natur. Die Verkarstungen auf dem Balkan oder die Folgen der Entwaldung in Nordchina zeigen das deutlich.

Der schöne Plan, es allen recht zu machen, hat auch soweit funktioniert, dass *buen vivir* bzw. die zu Äquivalenten erklärten Termini in Kwicha und Aymara in Bolivien und Ecuador Verfassungsrang erhielten. Nur dann, als es Spitz auf Knopf stand, hat das alles wenig genutzt. Die Rationalität staatlicher Herrschaft und auch des persönlichen Machterhalts erwies sich als stärker denn Festlegungen auf wolkige, wohlklingende Prinzipien. Ana Patricia Cubillo-Guevara u.a. beschreiben dies im vorliegenden Heft (S. 8ff) als Spaltung der Bewegung, aber auch bei ihnen bleibt unklar, um was es bei *buen vivir* eigentlich gehen soll.

Diese Unbestimmtheit kaschiert auch die schwerwiegenden Fallstricke in dem Bereich, der vermutlich für den Diskurs oder auch *Hype* um *buen venir* als konstitutiv gelten muss. Immer wieder ist davon die Rede, es gehe um die Verteidigung von Kultur und Territorium indigener Gemeinschaften. Auch dies weckt Sympathien ebenso, wie es auf Rechte verweist, die inzwischen in internationalen Konventionen festgelegt sind. Dennoch sollte aus sozialwissenschaftlicher Sicht gefragt werden, was damit gemeint ist, eine Kultur zu verteidigen. Wir wissen seit langem, wie prekär eine Essenzialisierung von Kultur ist, ebenso, wie klar sein dürfte, dass die Berufung auf ein Territorialitätsprinzip spätestens dann hohe Risiken mit sich bringt, wenn Teile des Territoriums strittig sind. Kulturelle Setzungen sind zudem nicht neutral. Sie bezeichnen hierarchische Genderverhältnisse, oft auch die Unterordnung der Jungen unter die Alten und andere Formen von Ungleichheit und Hierarchie. Dies impliziert Widersprüche mit dem von indigenen Gemeinschaften gleichzeitig in Anspruch genommenen Menschenrechtsdiskurs. Die Debatte über Rechtspluralismus dreht sich um nichts anderes. Dabei geht es darum, nach welchen Kriterien Menschen das Erbe ihrer Eltern oder Ehepartner antreten dürfen oder ob es ihnen entzogen ist, weil die Ansprüche des Mutterbruders Vorrang haben; vor allem aber, wer darüber im Streitfall entscheidet. Es geht um Ehescheidungen und das Schicksal von Kindern. Wenn alle diese Probleme und insbesondere die Frage von Macht und Herrschaft ausgespart bleiben, so bestätigt das Reden von *buen vivir* den Ideologieverdacht.

Wer eine bessere Welt anstrebt und unbelehrbar auch gegenüber dem grausamen Scheitern aller Anläufe dabei bleibt, braucht einen klaren Blick. Der marxistische Philosoph Ernst Bloch hat sein Lebenswerk der Begründung der Utopie gewidmet, die für ihn das genaue Gegenteil des schon von Aristophanes karikierten Wolkenkuckucksheims war. Bloch unternahm eine überaus sorgfältige, in den weiten Grenzen der abendländischen Tradition (unter Einschluss von Averroës [arabisch: Ibn Ruschd] und Avicenna [arabisch: Ibn Sina]) ungemein kenntnisreiche Rekonstruktion der Anläufe zur Einlösung der Perspektive eines befreiten, eines guten Lebens. Es würde sich lohnen, diese Perspektive über den von Bloch bearbeiteten, auf die klassische griechische Philosophie zurückgehenden Traditionszusammenhang auch in anderen Kontexten zu verfolgen und so ihren eingeschriebenen Eurozentrismus zu überwinden. Eines aber war für Bloch zentral und wird Bedingung einer so orientierten oder jeder anders begründeten Suche nach Alternativen zum unhaltbaren Bestehenden sein und bleiben: Es ging ihm nicht um die blinde Zuversicht des „alles wird gut“, sondern um die *docta spes*, die belehrte Hoffnung, die sich ihrer eigenen Bedingtheit vergewissert, um die

Risiken ihrer Projekte weiß und vor allem deren Implikationen untersucht. Ohne diese Anstrengung bleiben Alternativen leerer Anspruch und Chimäre.

Zur *docta spes* gehört auch, zu erkunden, was in einer gegebenen historischen Situation möglich und was unmöglich ist. Das geht nicht nur gegen Spintisiererei, sondern auch gegen das Sich-Abfinden mit dem Faktischen, wenn die der Situation innewohnenden Möglichkeiten nicht erkannt werden – vielleicht weil man schon gar nicht mehr die richtigen Fragen stellt. Der Einspruch gegen vorschnelle und oft kurzlebige Euphorie hat daher nichts zu tun damit, dass wir uns „bescheiden und so ist es und so bleibt es sagen sollen“, wie Bert Brecht formuliert hat:

*Besser scheint's uns doch aufzubegehren
Und auf keine kleinste Freude zu verzichten
Und die Leidensstifter kräftig abzuwehren
Und die Welt uns endlich häuslich einzurichten!*

Literatur

Hauck, Gerhard (1992): *Einführung in die Ideologiekritik*. Berlin.

Anschrift des Autors:
Reinhart Kößler
r-koessler@gmx.de